

# DPWV-Nachrichten

HERAUSGEGEBEN VOM VORSTAND DES DEUTSCHEN PARITÄTISCHEN WOHLFAHRTSVERBANDES E-V  
BEGRÜNDET VON KURT GÖBEL UND THERESE EDENWEGER

11. JAHRGANG

NUMMER 10/1961

## Soziales Verantwortungsbewußtsein heute

von Diplom-Volkswirt Dieter Schäfer, Darmstadt

In der Debatte um das neue Sozialhilfegesetz ist ziemlich einhellig die Meinung vertreten worden, daß die Aufgaben der Fürsorge nicht mehr von der Einkommenshilfe her definiert werden können, sondern nur noch als sog. persönliche Hilfen in ihren mannigfachen Formen. Der Ausbau der sozialen Leistungen hat zwar immer noch Lücken gelassen, so daß die reine Unterstützungszahlung nicht ganz entfallen kann. Aber die verschiedenartigsten Dienste für hilfsbedürftige Menschen bestimmen schon heute nicht nur die Diskussionen in Fürsorgekreisen, sondern auch die praktische Arbeit fast aller Fürsorgestellten. Während die „Hilfe zum Lebensunterhalt“ deshalb der Fürsorge anvertraut bleibt, weil man ein paar Menschen, die nicht genug zum Leben haben, in den sozialpolitischen Gesetzen noch nicht hat gerecht werden können, so gilt für den ganzen Bereich der „Hilfe in besonderen Lebenslagen“, daß er unserem sozialen Sicherungssystem so gut wie völlig entgangen ist. Es hat sich einseitig auf die Zahlung von Renten ausgerichtet und damit den Teil des Menschen, dem nicht mit Geld allein geholfen werden kann, einfach abgespalten und ignoriert.

Daß die Einkommenshilfe weitgehend aus dem Bereich der Fürsorge verschwunden ist — jedenfalls solange wir in einer so günstigen Wirtschaftslage verbleiben wie im Augenblick — bedeutet nun allerdings keineswegs, daß sie dadurch billiger geworden wäre. Aber die Beschaffung der finanziellen Mittel ist doch nicht mehr das Hauptproblem, so große Sorge sie auch im einzelnen machen mag. Entscheidender und vor allem viel schwieriger ist es geworden, die Menschen zu finden, die bereit sind, Dienst an ihren Mitmenschen zu leisten.

Hier liegt eine der wichtigsten Aufgaben, die in der gegenwärtigen Situation die freie Wohlfahrtspflege zu erfüllen hat. Hier liegt auch das entscheidende Gewicht, das sie in unserem derzeitigen Sozialsystem hat.

Die finanziellen Mittel, die sie selbst aufbringen kann, sind so gering, daß sie nicht nur im Gesamtsystem der sozialen Leistungen praktisch keine Rolle mehr spielen, sondern auch für die Finanzierung ihrer eigenen Arbeit nur noch zu einem geringen Teil ausreichen. Im wesentlichen ist sie auf Gelder aus öffentlichen Haushalten angewiesen. Aber sie verfügt über ein großes Reservoir an fürsorgerischen Kräften, die Sachkenntnis, Idealismus, Einsatzbereitschaft und die Neigung zum sozialen Beruf mitbringen. Die Ausbildung der Sozialarbeiter liegt noch überwiegend bei der freien Wohlfahrtspflege. Aus ihren Schulen kommt sogar ein beachtlicher Teil der in der öffentlichen Fürsorge tätigen Kräfte. Ohne das Personal der freien Wohlfahrtspflege wäre unsere Fürsorge, ja das gesamte System der sozialen Hilfen, heute undenkbar. So weist z. B. auch Walter Auerbach in der Festgabe zum 75. Geburtstag von Prof. Muthe-  
sius der freien Wohlfahrtspflege die Aufgabe zu, nicht nur für sich selbst, sondern auch für die kommunale Sozialhilfe Menschen zu gewinnen, die zu sozialen Dienstleistungsberufen bereit sind, ja, er spricht hier sogar von einer der zentralen Aufgaben der freien Wohlfahrtspflege (S. 103).

Soll sie erfüllt werden, so erfordert das Bemühungen in den verschiedensten Richtungen. Daß die gegenwärtige Konjunktursituation mit dem ausgeprägten Arbeitskräftemangel sie erschwert, versteht sich von selbst. Trotzdem kann man nicht wünschen, daß ein gewisses Maß von Arbeits-

losigkeit die Lage erleichtern möge. Denn Arbeitslosigkeit würde nicht nur die Anforderungen an die Fürsorge erheblich steigern, sondern vor allem die soziale Frage in einer für die gesamte Gesellschaftsordnung bedrohlichen Dimension neu aufreißen. Die heutige Arbeitsmarktlage zeigt aber mehr denn je, daß wirtschaftliche Gesichtspunkte keine geringe Rolle spielen, wenn genügend Menschen für die sozialen Dienste geworben werden sollen. Hier liegt, trotz der offensichtlichen Verbesserungen in den letzten Jahren noch manches im argen, und zwar in erster Linie deshalb, weil man immer noch meint, daß ein Sozialarbeiter sich selbst disqualifiziere, wenn er sauber wirtschaftlich denkt und klar rechnet (während das Gegenteil viel richtiger ist). Zwar ist völlig unbestritten, daß mit sozialen Berufen eine besondere moralische Qualifikation verbunden ist, daß der persönliche Einsatz, die Hingabe in ihnen ungleich wichtiger ist als in anderen Berufen, vielleicht abgesehen von dem des Lehrers. Aber diese Art Opferbereitschaft, ohne die der Dienst am hilfsbedürftigen Mitmenschen nie ganz denkbar ist, müßte sich eher in einer besseren als in einer schlechteren Honorierung auswirken, sonst schützt aller Idealismus nicht vor Abwerbung.

Das sollen jedoch nur ein paar Hinweise in Parenthese sein. Das Thema dieses Beitrages soll nicht alle Gesichtspunkte umfassen, die mit der Frage zusammenhängen, wie ein ausreichendes Potential an Mitarbeitern für die zukünftigen fürsorgerischen Aufgaben gewonnen werden kann. Nicht von Arbeitsbedingungen, von Ausbildungsfragen, von Berufsprestige und den vielen ähnlichen Problemen soll hier gesprochen werden. Vielmehr wollen wir einen Augenblick der Frage nachdenken, warum wir anscheinend so große Schwierigkeiten haben, Menschen zu finden, die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen, wo doch allenthalben und pausenlos von Verantwortung gesprochen wird. Man hat, hört man die zahlreichen öffentlichen Mahnungen und Festreden, geradezu den Eindruck, als ob noch nie so viele Menschen für so vielerlei verantwortlich gewesen seien wie heute und als ob trotzdem noch nie so viel Appelle an das Verantwortungsbewußtsein erlassen und Klagen über mangelndes Verantwortungsbewußtsein erhoben worden wären. Wenn wir uns hier ein wenig überlegen wollen, was es mit der sozialen Verantwortung heute eigentlich auf sich hat, warum sie uns so schwierig geworden ist, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß andere Probleme weniger ausschlaggebend für die Personal-

situation der freien Wohlfahrtspflege seien. Aber Verantwortung ist für die freie Wohlfahrtspflege wie für alle Fürsorge zweifellos ein Zentralbegriff. Sozialer Dienst ist sowohl in hauptberuflicher als auch in ehrenamtlicher Form an ihn gebunden, und alle Bemühungen, die nötigen Kräfte für solchen Dienst zu sichern, finden sich immer wieder ihm konfrontiert.

Dabei geht es nicht einmal nur darum, daß soziale Verantwortung unentbehrliche Grundlage aller sozialen Hilfen ist. Die freie Wohlfahrtspflege hat sie vielmehr stets nicht nur als Voraussetzung, sondern auch als Ergebnis ihres Wirkens betrachtet. Zu ihrem Selbstverständnis hat es immer gehört, daß die Wirkung und Erhaltung des Bewußtseins, für sich selbst und für andere verantwortlich zu sein, einen notwendigen Bestandteil ihrer Tätigkeit und einen lebenswichtigen Beitrag für das Gemeinwesen bilde. Den sozialen Hilfswillen zu stärken, die Verantwortung des einzelnen für seine Mitmenschen wachzurufen, zu freier Aktivität und freiwilligem Einsatz in der sozialen Hilfe anzuregen: einen solchen Appell an die Freiwilligkeit und an den guten Willen hat sie deshalb stets als eine ihrer wichtigsten Aufgaben angesehen.

Aber warum hat sie dabei scheinbar so geringen Erfolg? Warum wird immer wieder darüber geklagt, daß das Streben in den Versorgungsstaat (den man, bar jeden Gefühls für die deutsche Sprache, unsinnigerweise Wohlfahrtsstaat zu nennen sich angewöhnt hat) ständig wachse, daß die Bereitschaft, für sich selbst und auch einmal für andere zu sorgen, dagegen fortwährend schwinde, daß unsere sozialen Taten sich in dem Ruf nach dem Staat erschöpfen? Warum findet die freie Wohlfahrtspflege nicht mehr wie in den früheren Zeiten die Geldgeber und die Hilfskräfte, die sie braucht? Das, was eigentlich gemeint und eigentlich gewollt ist, ist doch so einfach: „Sich dich um und hilf“. So hatte es Professor Heuss seinerzeit als Mahnwort für die „Deutsche Hilfe“ formuliert. Sind die Menschen denn so schlecht geworden, so abgestumpft, daß sie ein so einfaches Wort, eine so selbstverständlich aussehende Aufforderung nicht mehr verstehen, zumindest nicht mehr beherzigen?

Wir sollten vielleicht zunächst einmal fragen, warum überall ein solcher Verfall eingetreten zu sein scheint, und nicht allzu eifertig mit unserer Kritik sein. Vorschnelles Verurteilen ist immer einfacher — und auch viel selbstgerechter — als der Versuch, solche Wandlungen zu verstehen und ganz nüchtern zu überlegen, wie man ihnen gerecht werden kann — sei es durch Anpassung, d. h. dadurch, daß man sie akzeptiert und in sein Kalkül einbezieht, sei es durch Widerstand, d. h. dadurch, daß man sie rückgängig zu machen trachtet.

Warum also sind unsere Zeitgenossen, warum sind — so wollen wir, um unsere Frage nicht von vornherein durch Überheblichkeit zu belasten, lieber fragen — wir alle so gleichgültig, so unbeteiligt, so passiv, so wenig hilfsbereit, so selbstgefällig, nur nach Wohlstand und Staatshilfe strebend geworden?

Nun, zunächst einmal ist gar nicht erwiesen, daß wirklich alle so sind. Vielleicht wird das „Sich dich um und hilf“ noch viel mehr praktiziert als wir wissen oder ahnen. Von Hause aus ist die freiwillige Hilfe ja vor den Organisationen, erst recht vor den Verbänden. Sie wird vollzogen im ganz normalen, alltäglichen Umgang mit Freunden, Verwandten und Nachbarn. Die freie Wohlfahrtspflege hat in den letzten Jahrzehnten eine Tendenz zur Institutionalisierung entwickelt, entwickeln müssen aus Gründen, die hier nicht im einzelnen ausgebreitet werden können. Es sei nur angemerkt, daß die Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege nicht nur eine aus der Not geborene Erfindung der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und nicht nur eine Konzession an den nach Organisation im Großformat strebenden Zeitgeist sind — obwohl sie das auch sind —, sondern daß ihre Formierung und Entwicklung offensichtlich etwas mit der Ausweitung unseres Gesichtskreises über den eigenen Kirchturm durch die Mobilität und die Nachrichtentechnik der modernen Gesellschaft zu tun hat und mit dem damit wiederum im Zusammenhang stehenden großräumig nivellierenden Gerechtigkeitsempfinden. In eine solche Form findet nun aber nicht jede freiwillige Hilfe. Die Mitarbeit, die bekannt wird, ist ja bereits die zweite Stufe der Freiwilligkeit. Die Ursprünglichkeit und Spontaneität ist bei denen, die keine Organisation etwas von ihrem Wirken wissen lassen, sicher größer als bei den freiwilligen Mitarbeitern, die zu den freien Wohlfahrtsorganisationen kommen. So nötig sie jeden brauchen können und so sehr

sie darum immer wieder um Helfer werben müssen, so sehr sollten wir uns davor hüten, diese Stillen im Lande gering zu achten und ihre Leistung zu unterschätzen.

Zum Zweiten müssen wir uns daran erinnern, daß sich der Wohlstand in unserem Volke entscheidend gehoben hat. Unser Sozialprodukt ist nicht nur im Ganzen wesentlich gestiegen, sondern auch pro Kopf der Bevölkerung<sup>1)</sup>. Dabei hat sich gerade die Beteiligung der untersten Einkommensklassen an dem neu gewonnenen Reichtum fortlaufend vergrößert. So ist eine ganze Schicht der Armut völlig verschwunden. Das besagt nun keineswegs, daß es keine Not mehr bei uns gebe. Nur resultieren die Nöte unserer Tage in den seltensten Fällen aus Einkommenschwäche, d. h. sie sind nur noch zu einem geringen Teil mit Armut identisch. Es geht vielmehr um die zur Zeiterscheinung gewordene Vereinsamung, sei es bei alten Menschen oder bei Behinderten, es geht um diejenigen, die in irgendeiner Weise mit den heutigen Verhältnissen nicht fertig werden, sei es, daß Flüchtlinge sich in unserer Arbeits- und Geschäftswelt nicht so schnell zurechtfinden, sei es, daß Unwissenheit über mögliche Unterstützungen — etwa bei MS-Kranken — Leiden zu ertragen zwingt, die gemildert werden könnten, sei es, daß Jugendliche sich ohne Hilfestellung in unserer Welt nicht zu orientieren vermögen.

Solche und ähnliche Schwierigkeiten sind aber in der Regel nicht so leicht zu entdecken. Die alltägliche Erfahrung lehrt uns, daß da, wo wirklich noch einmal krasse Not herrscht, sich rasch Abhilfe findet; und auch in den eine persönliche Hilfe fordernden Fällen wird meistens mit überraschender Bereitwilligkeit eingesprungen, wenn nur die Kenntnis der Verhältnisse intim genug ist, um ermessen zu können, wie dringlich der Beistand ist; aber eben auch nur dann, wenn diese Kenntnis da ist, und das heißt: in ganz wenigen Fällen. Die Mahnung „Sich dich um und hilf“ kann einfach nur dann etwas fruchten, wenn die Not sichtbar ist. Ist sie versteckt, ist sie von ganz befriedigenden äußeren Umständen verdeckt, ist sie — zumindest in ihrem Ursprung — den Betroffenen nicht einmal selbst bewußt, so können der beste Wille und die größte Hilfsbereitschaft nichts ausrichten, weil ihnen einfach der Ansatzpunkt fehlt.

Als Drittes ist zu bedenken, daß diese Verschiebung der Hilfsbedürftigkeit von der Armut zu den medizinischen, psychologischen und pädagogischen Phänomenen hin immer mehr zur Professionalisierung der Sozialarbeit geführt hat. Weil weder die Not noch die Mittel, sie zu beheben, dem zwar offenen und bereitwilligen, aber naiven und dilettantischen Blick ohne weiteres sichtbar sein können, ist das Raffinement des geschulten und erfahrenen Fachmannes schlechthin unentbehrlich geworden. Wenn die Diagnose, von der wir hier ausgehen, richtig ist, daß nicht die „Hilfe zum Lebensunterhalt“, sondern die „persönlichen Hilfen“ heute entscheidend sind (und alle Fachleute sind sich über diese Diagnose einig, bis hin zum Bundestag, der ja vor wenigen Monaten im neuen Sozialhilfegesetz diese Gewichtsverlagerung kodifiziert hat), so ist die Konsequenz unausweichlich, daß ein bißchen Geld, ein bißchen Zeit und ein gutes Herz für die soziale Hilfe nicht mehr ausreichen. Freilich — an all dem darf es nicht mangeln. Gerade die modernen Formen sozialer Hilfe fordern sogar viel Geld, noch mehr Zeit und ein weites, offenes, geduldiges Herz. Aber in einer Zeit, in der die Notstände überwiegend aus der Struktur der Gesellschaft entstehen, in der die Umwelt, die ein jeder heute täglich zu bewältigen hat, so kompliziert geworden ist, daß sie geradezu bedrohliche, weil nicht mehr voll zu begreifende Züge annimmt, müssen zwangsläufig die Hauptrollen mit gut ausgebildeten, nüchternen, exakt beobachtenden und denkenden Spezialisten besetzt werden. Der Amateur aber zieht sich zurück, weil er von vornherein und weitgehend mit Recht überzeugt ist, mit den Schwierigkeiten doch nicht fertig zu werden.

Die Verschiebungen in der Struktur der Einkommen und Vermögen, die sich vor allem seit der Währungsreform von 1948 vollzogen haben, haben nicht nur die oben aufgezeigte Folge, daß die augenfällige Armut verschwunden ist. Sie haben ebenso die Geldquellen beeinträchtigt, die der freien Wohlfahrtspflege erstmals ihren Aufbau ermöglicht haben. Diese Veränderungen auf der anderen Seite — man könnte, wenn auch mit Vorbehalt, sagen: an der Spitze der Einkommenspyramide — müssen wir als vierten Gesichtspunkt in unsere Situationsanalyse aufnehmen. Zunächst sind die

<sup>1)</sup> Nach Wirtschaft und Statistik, Jg. 12, Heft 1 (Januar 1960), S. 10, ist das Bruttosozialprodukt, gemessen in konstanten Preisen, also nach Ausschaltung von Preisveränderungen, von 1950 bis 1959 insgesamt um 89%, je Einwohner um 71% gestiegen.

eigenen Mittel der freien Wohlfahrtspflege, aus denen sie früher einen großen Teil ihrer Arbeit finanzieren konnte, in zwei Inflationen so gut wie völlig verschwunden. Das gilt vor allem für die vielen großen und kleinen Stiftungen, die laufend bedeutende Erträge abwarfen. Darüber hinaus ist der umfangreiche Kreis mittelständischer Förderer stark zusammengeschmolzen. Die heutigen Sammlungen für Wohlfahrtszwecke, so ansehnlich ihr Ergebnis auch ist, bedeuten demgegenüber nur einen höchst unvollkommenen Ersatz.

Nun soll natürlich keineswegs behauptet werden, daß es bei uns keine reichen Leute mehr gibt, die Spenden aufbringen könnten. Nach dem letzten Krieg ist ja auch eine nicht geringe Zahl von Stiftungen für die verschiedensten gemeinnützigen Zwecke errichtet worden. Andererseits kann ebensowenig ernstlich behauptet werden, daß nun alle Leute reich seien, daß die vielbesprochene Wohlstandsmehrung und Einkommensnivellierung die Unterschiede in der wirtschaftlichen Lage habe verschwinden lassen. Wie weit die Angleichungen in der ökonomischen Situation gehen, ob sich die Einkommensverhältnisse so weitgehend egalisiert haben, wie vielfach behauptet wird, oder ob sie sich sogar stärker als früher differenziert haben: das kann hier völlig offen bleiben — ganz abgesehen davon, daß bis heute die vorliegenden Statistiken weder die eine noch die andere Angabe zu beweisen vermögen, weil umfassendes und über längere Zeiträume vergleichbares Zahlenmaterial über die Einkommensstruktur fehlt.

Wir können hier aber auch gut darauf verzichten, diese Frage zu entscheiden, denn für unseren Zusammenhang sind vor allem zwei Phänomene wichtig, die weniger mit Höhe oder Differenzierung der Einkommen zu tun haben als mit dem geänderten Verhältnis der Menschen zu Geld, Gelderwerb und Geldausgeben überhaupt. Einmal: die Diskriminierung des Reichtums ist weitgehend verschwunden. Das beruht zunächst darauf, daß es den Kontrast der allzu krassen Not nicht mehr gibt, der die moralische Unhaltbarkeit des Reichtums einerseits erst begründete, andererseits täglich sichtbar machte. Wenn man nicht mehr dauernd über die Darbenden stolpert, kann man nicht nur seinen Reichtum viel ungestörter genießen, sondern ist auch sehr viel weniger empfindlich gegen Angriffe. Als zweiter Grund ist anzuführen, daß nicht nur die Fakten, sondern auch die Ideologien, die einstmal den Reichtum sittlich disqualifizierten, überholt sind. Die Lehre, daß Reichtum nur aus der Ausbeutung der Arbeitskraft gewonnen und akkumuliert werden könne, gilt als abgestanden, als historische Kuriosität. Und in der Tat ist es heute ja auch nicht mehr die Lage der Arbeiterklasse, die vorzüglich geeignet wäre, das soziale Gewissen wachzurütteln. Notlagen unserer Tage können schwerlich dem Kapitalisten zur Last gelegt werden, der seinen Arbeitern den Mehrwert vorenthalte und ihnen damit bitteres Unrecht tue. Eine direkte Schuld des Reichen an der Not, derart daß Reichtum und Not in einander zwangsläufig bedingender Wechselwirkung stünden, daß eines ohne das andere nicht möglich, sondern vielmehr seine Folge bzw. Voraussetzung sei — eine solche Schuld gibt es nicht — zumindest heute nicht mehr. Reichtum und Not unserer Zeit sind durch keine Kausalkette miteinander verbunden. Und — was dabei am wichtigsten

ist — niemand behauptet mehr, daß eine derartige ursächliche Verknüpfung bestehe. Damit ist auch der moralische Zwang, der einmal die Wohlhabenden gegenüber den Armen verpflichtete, aufgehoben. Ideologie und Erfolg der neoliberalen marktwirtschaftlichen Ordnung haben das schlechte Gewissen der Reichen nicht nur beruhigt, sondern ihren Reichtum glänzend rehabilitiert.

Zum anderen: Freiwillige Hilfe in nennenswertem Maße ist nie als Opfer, sondern immer nur aus — natürlich relativ zu verstehendem — Überfluß geleistet worden. Davon gibt es lediglich bei religiösen Motiven eine Ausnahme. Es schadet nichts, das einmal ganz ungeniert, ohne alle schwärmerische Beschönigung zu sagen, weil es uns erklärt, warum aller Appell an den Idealismus und die permanenten Hinweise auf den großen Wohlstand so wenig anzukommen scheinen. Um es noch weiter zu überspitzen und damit ganz pointiert klarzustellen: Nur wo man — wie die Millionäre der wilhelminischen bürgerlichen Zeit — mit seinem Geld oder — wie die früheren „höheren Töchter“ — mit seiner Zeit nichts Besseres anzufangen wußte, widmete man beides sozialen Aufgaben.

Heute häufen sich aber die konkurrierenden Ansprüche, was hier nur mit den beiden Schlagworten „Entwicklungshilfe“ und „Wissenschaftsförderung“ belegt sei. Und solche Ansprüche sind von moralischen Kategorien her keineswegs als Ausflüchte abzutun, wenn man etwa an die Millionen hungernder und von Krankheiten ausgezehrter und verstümmelter Menschen denkt, die es in den Entwicklungsländern gibt. Darüber hinaus ist zu bedenken, daß die großen Vermögen der willkürlichen Verfügbarkeit ihrer Besitzer weit mehr und wirkungsvoller entzogen sind als früher. Die Dynamik der modernen Wirtschaft erfordert eine viel stärkere Bindung der wirtschaftlichen Mittel im Unternehmen, weil nur die ununterbrochene Ausweitung und Modernisierung der Produktionsanlagen und genügende finanzielle Reserven auf die Dauer die Chance geben, der Konkurrenz zu trotzen.

Mit der überflüssigen Zeit ist es nicht viel anders bestellt. Es gibt sie vielleicht sogar noch weniger als überflüssiges Geld. Daran ändert weder das verlängerte Wochenende etwas, noch wird die bevorstehende 40-Stunden-Woche etwas daran ändern. Kontinuierliche ehrenamtliche Fürsorgearbeit in nennenswertem Umfang ist kaum in der Freizeit von Arbeitnehmern geleistet worden, sondern fast immer nur von nicht erwerbstätigen Personen. Nachdem wir allmählich die letzten Arbeitskraftreserven mobilisiert haben, finden wir solche Müßiggänger aber nicht mehr. Wo es sie vereinzelt noch gibt und wo sie sich auch noch sozialen Aufgaben widmen, wird die Verpflichtung, die in ihrem Beispiel liegen könnte, mit der Bemerkung ausgeschaltet: „Die haben eben nichts Besseres zu tun“. Die Rationalität des Zeitgeistes sträubt sich einfach dagegen, daß man seine Zeit mit unsystematischen und dilettantischen Experimenten vertut.

Zur Frage des Überflusses gehört auch, daß sich, wenn vielleicht auch nicht die Einkommen, so doch auf jeden Fall die materiellen Maßstäbe augenfällig nivelliert haben. Die an das Leben gestellten Forderungen, die Ziele und Ideale, die Vorstellungen über das, was notwendig ist bzw. was einem zusteht, was man gerechterweise in Anspruch nehmen darf, nähern sich durch alle Schichten hindurch immer mehr einander an. Dadurch verflüchtigt sich das Bewußtsein eines Überflusses, denn es resultiert nicht aus absoluten Wohlstandsgrößen, sondern nur aus Durchschnittsvorstellungen über das, was als angemessen gelten kann. Dabei werden grundsätzliche Unterschiede nicht mehr akzeptiert; daß das mit gesellschaftlichen Veränderungen zu tun hat, auf die nur mit den Schlagworten Gleichheit und Mobilität andeutend hingewiesen sei, ist offensichtlich. Was grundsätzlich jedem als erstrebenswertes Ziel, ja sogar als erreichbare Möglichkeit erscheint, wird von niemandem mehr als unverdienter, übersteigter Reichtum empfunden. Die Eigenschaft als Stifter und Spender ist aber stark an hierarchische, ständische Verhältnisse gebunden. Jede Demokratisierung vernichtet sie, weil sie zugleich „die Verneinung der überkommenen Normen in der gesellschaftlichen Stufenordnung der Verantwortung“ bedeutet, wie es Achinger im vorigen Herbst auf der Kissinger Tagung des Vereins für Socialpolitik ausgedrückt hat<sup>2)</sup>.

Das alles hat nichts mit Rechtfertigungsideologien für Hartherzigkeit zu tun, sondern mit ganz einfachen wirtschaft-

<sup>2)</sup> Hans Achinger: Sozialpolitische Aspekte der Konzentration. In: Die Konzentration in der Wirtschaft. Schriften d. Vereins f. Socialpolitik. NF Bd. 22, Berlin 1961, S. 231.

lichen und sozialpsychologischen Tatbeständen. Es steht jedoch in Zusammenhang mit einem Verschwinden des Verantwortungsgefühls für den Mitmenschen, dessen Ursache uns als fünfter und letzter Punkt noch kurz beschäftigen soll. Verantwortung zu tragen ist immer nur in einem abgegrenzten Bereich, im jeweils konkreten Einzelfall möglich. Niemand kann für alles verantwortlich sein. Das war nicht problematisch, solange das Leben auf einen abgegrenzten Bereich beschränkt war. Noch nach dem letzten Krieg hat es in hessischen Dörfern Menschen gegeben, die nie weiter gekommen waren als bis in ihre Kreisstadt, Kinder, die noch nie eine Eisenbahn gesehen hatten! Ein solcher Gesichtskreis bewahrt überschaubare Verhältnisse. Wer mit den gleichen Menschen in seiner Nachbarschaft alt wird, mit denen er aufgewachsen ist, der kennt alle wirtschaftlichen, alle familiären Verhältnisse in seiner Umgebung bis ins einzelne, der weiß intuitiv, ohne nachdenken zu müssen, wo er gebraucht wird, wo Hilfe sinnvoll ist, wo man den anderen am besten mit sich allein fertig werden läßt, aber auch, wann er selbst auf Hilfe rechnen kann. „So hat sich“, um nochmals Achinger zu zitieren, „dieses Gefühl, in einer sittlich geordneten Welt zu leben, ... in der ganzen bisherigen Geschichte auf kleine Räume, auf menschliche Verbindungen untereinander ganz anschaulich beziehen können“<sup>3)</sup>.

Aber wir sind inzwischen unwiderruflich aus dieser anschaulichen Umgrenzung herausgetreten. Heute gibt es kein Ereignis auf der Welt, das nicht binnen weniger Stunden an jedem beliebigen Punkt der Erde bekannt sein kann. Täglich werden wir mit den Schicksalen von Hunderten von Menschen bis in die fernsten Erdenwinkel vertraut gemacht. Aber auch unsere nächste Umgebung ändert sich fortlaufend. Nicht einmal während der Kindheit behält man die gleichen Nachbarn, ob man nun selbst umzieht oder die anderen Hausbewohner. Täglich trifft man Hunderte von fremden Menschen, die einen nichts angehen, die es sich sogar verbitten würden, wenn man sie sich etwas angehen lassen wollte. Wer hat noch nicht erlebt, wie merkwürdig, fast unheimlich es einen anmutet, wenn ein völlig Fremder einem so mir nichts dir nichts einfach guten Tag sagt?

Ist es verwunderlich, wenn man in einer solchen Zeit, bei einer solchen Uferlosigkeit der Eindrücke, der Nachrichten, der Begegnung mit anderen Menschen sich die Frage stellt, für wen man sich eigentlich noch verantwortlich fühlen soll? Wer ist unter diesen Bedingungen mein Nächster? Hier steigert der Aufruf „Sieh dich um und hilf“ nur die Verwirrung, anstatt zu klären und anzuspornen. Der einzelne ist nicht nur überwältigt von der Fülle der Eindrücke und Ansprüche, er ist auch, sollte er sich doch zu orientieren und zu entschließen vermögen, völlig hilflos gegenüber den Aufgaben, die er sieht. Wie soll er den Hungernden in Indien speisen, wie soll er das vereinsamte gelähmte Mädchen in München unterhalten und aufmuntern, wie soll er dem Leprakranken Heilung oder Linderung bringen? Liegt das nicht alles gänzlich außer seiner Macht? Wird er aber nicht gerade hier am dringendsten gebraucht? Es bleibt nichts anderes übrig, als die Hilfe zu organisieren. Dann kann man immerhin die Organisation unterstützen und das Werk fördern, das zu tun einem verwehrt ist. Aber Organisationen können nicht selbst Verantwortung tragen, denn in die Verantwortung rufen und sich auf solchen Ruf hin verantworten, ist ein dialogisches Verhältnis, das nur von Person zu Person möglich ist. So ist Verantwortung meistens nur noch indirekt wahrnehmbar auf dem Umweg über Organisationen und Verbände, über weite Entfernungen und durch allerlei technische Hilfsmittel, durch Flugzeug und Telefon, durch den Geschäftsbericht einer Wohlfahrtsorganisation und die Zeitungsmeldung hindurch. So wie der Ruf der Not den Menschen tausendfach durch die Publikationsmedien erreicht, so wie die Hilfe nur durch das Medium einer organisierten Apparatur möglich ist, so wie die Folgen unseres Handelns erst durch unüberschaubare technische Medien hindurch wirksam und dadurch für den Handelnden unsichtbar und unkontrollierbar werden, so ist auch die Verantwortung „mediatisiert“: sie ist nicht mehr spontan und natürlich möglich, sondern vermittelt durch komplizierte Gebilde, deren Verfilzung nur durch harte intellektuelle Bemühung — wenn überhaupt — in die ursprünglich gemeinten moralischen Bezüge aufzulösen ist. Nur wenn wir die Konstruktion dieser Gebilde

durchschauen und sehen, wie sehr sie auf der Verantwortung des einzelnen beruht und wie schnell sie sich als haltlos und brüchig erweist, wenn auch nur ein einziger auf seinem Platz versagt, werden wir — gegen alles versagende Gefühl — etwas von der Vorstellung einer sittlichen Ordnung retten können.

Warum — so wird mancher Leser schon längst gefragt haben — wird hier so große Mühe darauf verwendet, das Versagen oder zumindest Nachlassen der Verantwortung zu begründen? Zwingt sich nicht die Folgerung auf, daß bei diesen Gegebenheiten jegliches Verantwortungsbewußtsein abgeschrieben werden muß? Soll hier etwa nur ein Abgesang auf das goldene Zeitalter, in dem es noch Verantwortung gab, dargeboten werden? Und was hat das Ganze eigentlich mit der freien Wohlfahrtspflege und den in ihr tätigen Kräften zu tun? Soll es etwa nur dazu dienen, sie zu entschuldigen und zu rechtfertigen, vor sich selbst und vor der Öffentlichkeit? Soll etwa nur erklärt werden, warum sie manches eben nicht besser machen kann?

Nun, um billiges apologetisches Gerede handelt es sich sicher nicht. Es geht vielmehr darum, daß wir begreifen, was getan werden kann, und vor allem, wie man anpacken muß, um Erfolge zu haben. Wir wollen unsere fünf Punkte unter diesem Blickwinkel noch einmal ganz kurz durchgehen.

Der erste, daß die Masse der freiwilligen und persönlichen Hilfe in einem verborgenen Raum vor aller Organisation vollzogen wird, sollte uns nur freuen. Wir können nur dankbar zur Kenntnis nehmen, daß es diesen Bereich noch gibt. Zwar wissen wir wenig über seinen Umfang, doch kann er so unbeträchtlich, wie wir oft behaupten, nicht sein. Das beweist das relativ gute Funktionieren unseres sozialen Sicherungssystems. Denn bei aller Vervollkommnung dieses Systems: Es wäre, wie uns jede unbefangene Alltagsbeobachtung zeigt, von vornherein zum Scheitern verurteilt, wenn solche Pflege und solcher Beistand in der Familie, bei Nachbarn und Bekannten gänzlich ausgestorben wäre. Wir sollten auch beachten, daß der eigentliche Sinn des Subsidiaritätsprinzips gerade diese im strengsten Sinne private Wohlfahrtspflege abzuschirmen, zu behüten und zu fördern verpflichtet, auch gegenüber der organisierten freien Wohlfahrtspflege! Das bedeutet für die Wohlfahrtsverbände u. a., sich nicht einzumischen, wo sie noch nicht nötig sind.

Daß die komplizierten medizinischen, psychologischen und pädagogischen Notstände schwerer zu entdecken sind als die nackte Armut (unser zweiter Gesichtspunkt), verpflichtet dazu, etwas dafür zu tun, daß sie aus ihrer Verborgenheit hervortreten und auch dem sozial nicht Geschulten sichtbar werden. Das ist eine ganz schwierige Aufgabe, die viel Behutsamkeit und Feinfühligkeit erfordert. Wir müssen uns nämlich auf der einen Seite davor hüten, uns durch übersteigerte Schwarzmalerei, durch eine Art Panikmache unglaubwürdig, vielleicht sogar lächerlich zu machen. Auf der anderen Seite müssen wir nicht nur aufpassen, daß wir die Betroffenen nicht verletzen und kränken, sie nicht gegen ihren Willen in die Öffentlichkeit zerren, sondern auch darauf, daß wir nicht den Fehler unserer staatlichen Hilfsinstitutionen kopieren, Notstände erst dadurch hervorgerufen, daß man sie den potentiellen Klienten bewußt macht oder gar einredet. Wie das im einzelnen zu bewerkstelligen ist, würde hier zu weit führen. Daher soll es mit diesen Andeutungen sein Bewenden haben.

Der dritte Punkt unserer Situationsanalyse, die Professionalisierung der Sozialarbeit, hat ebenfalls zwei verschiedene Aspekte. Einerseits ist zu akzeptieren, daß sie nicht rückgängig gemacht werden kann oder überhaupt gemacht werden darf. Wir müssen im Gegenteil dafür sorgen, daß die Ausbildung der Sozialarbeiter immer besser wird, weil moderne Sozialarbeit ohne solides Fachwissen nicht mehr erfolgreich sein kann, ja u. U. mehr Schaden als Nutzen stiftet. Allerdings müssen wir dem Nichtfachmann die Chance zu sinnvoller Mitarbeit offenhalten oder vielleicht sogar erst wieder eröffnen. Wir müssen Möglichkeiten zu schaffen suchen, ihn auch ohne Spezialausbildung an der fürsorglichen Arbeit zu beteiligen. Wenn man ihm aber immer nur sein Ungenügen vor Augen führt, wenn man ihn in die primitivsten untergeordneten Hilfsdienste abdrängt, wenn man nichts dagegen tut, ihn — wie es Prof. Achinger einmal in einem Vortrag bei der „Centrale für private Fürsorge“ in Frankfurt a. M. ausgedrückt hat — „durch den Hochmut der Professionalen wegekeln zu lassen“, dann ist es kein Wunder, wenn man alle Bemü-

<sup>3)</sup> Hans Achinger; a. a. O. S. 235.

hungen, den Eigenwert des Ehrenamtes hochzuhalten, als antiquiert abtut.

Das Versiegen der großen Spenden, die einst die Arbeit der privaten Fürsorge getragen haben — und dessen Ursachen unsere vierte Überlegung galt — müssen wir zu einem beträchtlichen Teil als Faktum hinnehmen. Die Praxis hat sich auch schon weitgehend darauf eingestellt, daß freie Wohlfahrtsarbeit nur noch aus öffentlichen, nicht mehr aus privaten Mitteln so ausreichend zu finanzieren ist, daß sie auf die Dauer zufriedenstellend durchgeführt werden kann. Daß das die Vergütung von Pflegesätzen bedingt, die die vollen betriebswirtschaftlichen Kosten decken, sei nur am Rande vermerkt. Darüber hinaus aber braucht die freie Wohlfahrtspflege auch genügend freie Mittel, in deren Verwendung ihr niemand hineinreden kann. Sie braucht sie vor allem für bestimmte Experimente, für Maßnahmen, deren Finanzierung durch öffentliche Stellen noch nicht sichergestellt ist, für die Aufrechterhaltung dessen, was man einmal die Pionierrolle der freien Wohlfahrtspflege genannt hat. Mir scheint, daß es gelingen kann, dieses Ziel zu erreichen. Diese kühne Hoffnung schöpfe ich daraus, daß immer dann, wenn ein Katastrophenfall, der sich aus der Fülle der alltäglichen Neuigkeiten heraushebt, die Menschen aufrüttelt, die Hilfsbereitschaft sprunghaft ansteigt und sehr beachtliche Mittel aufgebracht werden. Das zeigt, daß es auch heute noch Schicksale gibt, die den Menschen unter die Haut gehen. Diese an sich selbstverständliche Reaktion müssen wir für die Unglücklichen, denen anders nicht geholfen werden kann, dienstbar machen. Das gilt etwa ganz konkret für die Spenden- und Sammlungswerbung der freien Verbände. Man sollte sich nicht darüber wundern, daß niemand aus seiner Reserve herausgeht, wenn man für Verbände sammeln geht. Für genau bezeichnete Nöte dagegen, für hilfsbedürftige Mitmenschen, deren Situation so klar beschrieben ist, daß sie für den Aufgerufenen begreifbar, nachvollziehbar wird, läßt sich Hilfsbereitschaft auch heute noch mobilisieren. Ich denke, es sollte auf diese Weise mit dem nötigen Geschick möglich sein, die Menschen mit dem Schicksal derer zu packen, die von der Öffentlichkeit noch vergessen sind. Und gerade ihnen hat sich die freie Wohlfahrtspflege ja immer besonders verpflichtet gefühlt.

Am schwierigsten zu erkennen, was getan werden kann, ist bei der fünften von uns konstatierten Veränderung: Dem Verschwimmen der Verantwortung ins Anonyme, der Überforderung des Verantwortungsgefühls dadurch, daß die Erweiterung unseres Lebensbereiches uns mit solchen Massen von Schicksalen und Ereignissen konfrontiert, daß sie überhaupt nur noch als Kulisse, als background genommen werden können. Kann man in dieser Situation überhaupt noch Verantwortung für jemand anderen als sich selbst verlangen? Man ist versucht zu sagen: Nein. Aber doch ist es notwendig, und es ist auch, obwohl schwierig, möglich. Einmal müssen wir uns, wie schon vorher dargestellt worden ist, bemühen, die sittlichen Verknüpfungen, die Verantwortung des einen einzelnen für den anderen einzelnen durch die organisatorischen und technischen Apparaturen hindurch sichtbar werden zu lassen. Zum anderen müssen wir — so paradox es auch klingen mag — lernen, Verantwortung bewußt zu negieren. Nur so können wir einem verbleibenden Rest noch gerecht werden. Wir müssen angesichts des unerfüllbaren Ansturms an menschlichen Forderungen lernen auszuwählen, unsere Verantwortung rigoros zu beschränken, einen Teil unbesehen zur Seite zu schieben. Wir müssen das „Sieh dich um und hilf“ insofern wörtlich nehmen, als wir unsere Hilfe auf die Fälle beschränken, in denen wir ihre Notwendigkeit mit eigenen Augen sehen, und ebenso das Wort von dem Nächsten, der unserer Hilfe bedarf, indem wir darauf vertrauen, daß der uns ferner Stehende nicht unser, sondern eines anderen Nächster ist und daß dieser andere ebenso beherzt zupackt wie wir.

All das macht die Lage der freien Wohlfahrtspflege ganz bestimmt nicht leichter. Es stellt ihr Aufgaben, die sicher schwierig und heikel, aber ganz gewiß nicht aussichtslos sind, Aufgaben, die ihrer Arbeit einerseits ein großes gesellschaftspolitisches und moralisches Gewicht geben, die jedoch andererseits weit über ihre Kräfte und ihre Kompetenz hinausgehen. Wir werden noch viel über uns selbst meditieren und auch richten müssen, ehe uns eine Lösung in Sicht kommt. Aber wir werden sicher auch Offenheit und ein Echo finden, und zwar um so mehr, je undogmatischer, nüchterner, realistischer und ehrlicher gegen uns selbst wir zu reden verstehen.